
Erziehung zur Sprache

Ihr freundlicher Brief, für den ich vielmals danke, läßt mich teilnehmen an Ihren Sorgen um das Problem des deutschen Schulaufsatzes. Sie nennen seine Geschichte eine Leidensgeschichte, sie beklagen die Gleichgültigkeit der Unterrichtsbehörde gegen alle Reformversuche und ihr Scheitern, und Sie möchten, wenn irgend möglich, von mir hören, auf welche Weise denn „guter Stil“ wohl mit einiger Aussicht auf Erfolg zu lehren sei.

Was ist da zu antworten? Ist überhaupt zu antworten auf eine Frage, die nur Teilproblem ist einer großen Fragewürdigkeit, — des modernen Erziehungsmassenbetriebes, den man verwirft, ohne sagen zu können, was, wie heute alles steht und liegt, an seine Stelle zu setzen sei? Man müßte wissen, mit wem man es zu tun hat. Sind Sie Ihren erzieherischen Neigungen und Überzeugungen nach Aristokrat oder, sagen wir, Christ? Will Ihre Liebe die ausgezeichnete Begabung fördern, so rasch und so weit wie möglich fördern, oder nennen Sie es Ihre Aufgabe, die Schwäche zu betreuen? Hier gibt es kaum eine Ausöhnung. Und weiter: Wer ist begabt? Es gibt wertvolle Einseitigkeiten. Die sprachlich-formale Anlage kann völlig fehlen, während das

Organ für irgendeine positive Disziplin, zum Beispiel die technisch-naturwissenschaftliche, vorzüglich entwickelt ist, vielleicht genial hypertrophiert. Die Zeit neigt entschieden dazu, dieser letzteren Begabung den Vorzug zu geben. Der Begriff der „Bildung“, mit dem Formalen eng verbunden, ist nahe daran, zu veralten. Die Lage des humanistischen Gymnasiums, das übrigens entartet war, das mit seinem Idealismus endlich auch seine Idee in Zugeständnissen eingebüßt hatte, scheinen gezählt. Humanismus, Humanität sind bürgerliche Ideen. An die Bedeutung des Symbols „Weimar“ für die Zukunft zu glauben, ist schwer. Dieses Symbol möge als „Schiffhut und Degen“ den Sarg der bürgerlichen Epoche zieren. Die Zukunft gehört nicht der „Bildung“, der Kultur, der Innerlichkeit, der „schönen Seele“; sie gehört bestimmt einer Menschlichkeit, die mit der Humanität von 1800 nicht mehr als den Namen gemeinsam hat. Ward aber „formale Bildung“ zum Fossil und Gerümpel, so wäre die Gleichgültigkeit der Schuloberen gegen die Frage des deutschen Aufsatzes nicht mehr als modern? So wären Ihre pädagogischen Sorgen um diesen Gegenstand müßig?

Es ist natürlich nicht so. Ewig menschlich ist die Welt der Dinge, die man überhaupt nicht ausdrückt, es sei denn, man drückte sie gut aus. Es ist die Welt der großen Schriftsteller und Dichter. Sinnen Sie darauf, den lieben, lustigen Durchschnitt zu Sprachkünstlern und Dichtern zu erziehen? Von der Erfolgsmöglichkeit zu schweigen, wäre schon die Frage nach der Wünschbarkeit des Erfolges mit Energie zu verneinen. Die Kunst zu schreiben ist, wie alle Kunst, das Produkt einer Reizbarkeit, die nicht menschliche Norm sein kann. Es ist nicht wünschbar, daß die Menschheit aus

irritablen Gehern bestehe; und wo die konstitutionellen Voraussetzungen des Künstlertums fehlen — schmerzhaftes Voraussetzungen, die man dem lieben, lustigen Durchschnitt nicht anwünschen soll —, da können nur Gespreiztheit und peinliche Preziosität das Ergebnis des Erziehungsversuches sein.

Aber ein anderes ist Dichtertum und ein anderes die Fähigkeit und Gewöhnung, sich in seiner Muttersprache gehörig, das heißt rein, treffend, mit einiger Unmittelbarkeit und also auch nicht ohne all und jede Anmut auszudrücken. Das ist eine Angelegenheit der Gesittung, auch der modernsten, realsten und demokratischsten, und eine Forderung, die in Deutschland, dem „unliterarischen Lande“, wie ich es zur Erläuterung größerer Zusammenhänge einmal genannt habe, allgemeiner aufgestellt werden müßte, um allgemeiner erfüllt zu werden.

Vor Jahren beschäftigte mich einmal eine weitläufige Abhandlung, deren Thema schwer auf ein Wort zu bringen gewesen wäre. Es sollte darin von dem Verhältnis des deutschen Geistes zur literarischen Form die Rede sein, und vielleicht habe ich unrecht getan, die Arbeit liegen zu lassen. Ich bewahre noch dies und jenes kleine Dokument, das mir dabei behilflich sein sollte. In einer großen Zeitung begann eines Tages der Leitartikel, gezeichnet von einem angesehenen Gelehrten und Hochschulprofessor, folgendermaßen:

„Zum Antrage des Reichsrates Grafen K. Ihrem Ersuchen, mich zu obigem Antrag zu äußern, entsprechend, kann ich nur sagen, daß mir die Tendenz des Antrages sehr sympathisch ist. Der Antrag zielt ab auf eine Erhöhung der Rente aus unseren Staatswaldungen und dürfte die Billigung weitester Kreise finden.“

Dergleichen ist ekelhaft. So schreibt man nicht. So drückt man sich in einem Volk, das große Bildungs-epochen durchlebt hat, auch über derbe und praktische Gegenstände nicht aus. Das ist eine Schande. Volkswirtschaftliche Fragen sind kein Anlaß zur Lyrik, aber eine gewisse Verbindung des Nützlichen mit dem Ehrenhaften, das heißt mit dem Schönen, ist unzweifelhaft Bedingung der Menschenwürde, — jeder Menschenwürde, auch der nach-humanistischen, und literarische Erbärmlichkeiten, wie die angeführte, sind unter dieser Würde, — es fehlt ohne Frage bei uns an Empfindung dafür.

Noch ein Beispiel: Ein deutscher Fürst war von der Gelehrtenakademie seines Landes zum Ehrenmitglied ernannt worden. Er dankte dafür mit einer Rede, deren erste Sätze lauteten:

„Ich weiß eigentlich nicht, wie ich dazu gekommen bin, Ehrenmitglied der Akademie zu werden; doch freue ich mich sehr, dazu erwählt worden zu sein, wenn ich auch keine Ansprüche auf einen Gelehrten erhebe; denn ich habe nicht viel geschrieben, obgleich ich nicht leugnen kann, daß ich vielen Sachen, die in der menschlichen Interessensphäre existieren, mein volles Interesse entgegenbringe. Ich mache dabei eine große Ausnahme von meiner Schwester, die selbst Schriftstellerin ist . . .“ uff.

Ich wiederhole, daß dergleichen ein Jammer und eine Schande ist. Nicht den prinziplichen Ehrenakademiker trifft der Vorwurf, sondern die Presse, die die Monarchie untergrub, indem sie es versäumte, sein ungeheuerliches Geschwätz ein wenig ins Menschenmögliche zu redigieren, bevor sie ihm hunderttausendfachen Wiederhall gab. In keinem anderen Lande der Welt, ich glaube: in der letzten Negerrepublik nicht, wäre bei repräsentativer Gelegenheit ein

solches Sprachelend möglich. Und doch ist festzustellen, daß die Nation, die sich solche Festreden gefallen läßt, — wenn nicht im Wortsinne, so doch im Sinne der Redensart „gefallen läßt“, — durchaus nicht der Empfänglichkeit für das gute Wort entbehrt: sie staunt es an, wenn sie ihm begegnet, sie lacht beglückt, wenn es ihrer Sache diene, sie legt einen rührenden Stolz an den Tag, wenn es aus ihrer Mitte kam.

In diesen Tagen gingen, fett gedruckt, ein paar Repliken durch die Zeitungen, die am Verhandlungstische in Spa zwischen Herrn Lloyd George und dem deutschen Minister Dr. Simons gewechselt worden waren. In der Diskussion über die Entwaffnungsangelegenheit hatte der Engländer die Bosheit oder die Brutalität besessen, zu sagen, eine seriöse Regierung müsse doch Herrin in ihrem eigenen Lande sein. Simons antwortete:

„Herr Präsident, Sie sind der Chef eines sehr großen und sehr blühenden siegreichen Imperiums, jedoch habe ich sagen hören, daß es Ihnen jüngst nicht leicht gefallen sei, Rebellen zu veranlassen, die Waffen zurückzugeben, deren sie sich bedienten, reguläre Truppen anzugreifen. Ich weiß nicht einmal, ob es Ihnen bis heute gelungen ist. Ich erwarte von Ihnen, daß Sie ein wenig Nachsicht mit einer notwendigerweise schwachen Regierung haben werden, die ein geschlagenes Land regieren muß, wo Unordnung herrscht.“

Man hat in Deutschland diese Sätze tagelang bewundert und genossen, und gewiß, sie waren ein Labfal. Sie haben Leidenschaft, Schärfe, Schliff, Ironie und Feinheit, sie haben dramatischen Akzent, sie beschämen die Macht, sie spenden der Wehlosigkeit die tiefe Wohltat und Genugtuung des Wortes. Man hat sich an der Geistesgegenwart ergötzt, mit der die Parade geführt wurde. Doch

glaube ich nicht, daß sie improvisiert war. Die Herausforderung war nicht die erste ihrer Art gewesen, und Sätze wie diese werden nicht improvisiert, Leidenschaft erinnert und formt sie in Einsamkeit, während der träge und unpassionierte Durchschnitt schläft. Leidenschaft arbeitet ruhelos daran und gibt ihnen den Glanz, den Witz und die Würde, wozu die Gewalt auf eine kurze Minute wenigstens den Blick senken soll.

Was ist die Moral? Die Moral ist, daß man die Dinge so ausdrücken soll, als gelte es, irgendeine Gewalt zu zwingen, die Augen davor niederzuschlagen. Tatsächlich ist alles gut Gesagte gleichsam in dieser Absicht gesagt. Der Ursprung des Wunsches aber, eine Sache siegreich auszudrücken, ist Liebe. Liebe zur Sache, Passion für die Sache, Erfüllung von ihr ist die Quelle alles formalen Glanzes, und Sachlichkeit ist der Begriff, von dem der Pädagoge auszugehen hat, der die Jugend eines unretorischen Volkes zum schönen Ausdruck zu erziehen wünscht. Es gilt dabei, das nationale Vorurteil zu brechen, daß Sachlichkeit und Schönheit einander ausschließen, — ein Vorurteil, das auf dem Mißverständnis beider Teile beruht. Denn Sachlichkeit ist nicht Lieblosigkeit und Schönheit nicht rhetorischer Schwulst. Wem aber erschiene wohl eine schlaffe, schiefe, redensartige und abgeschmackte Ausdrucksweise als Huldigung für die auszudrückende Sache? Man muß die Knaben so fragen. Man muß sie überzeugen, daß Sachlichkeit nicht häßlich ist, daß im Gegenteil höchste Sachlichkeit die schimmernde Prägnanz, die schlagende Heiterkeit besitzt, die sich aus der Passion für die Sache und aus der Beherrschung der Sache ergeben. Man muß ihnen be-

greiflich machen, daß Schönheit kein Luxus und keine Zutat, sondern die natürliche und angeborene Form jedes Gedankens ist, der wert ist, ausgesprochen zu werden. Ein Kopf, so muß man ihnen sagen, in dem die Gedanken sich formen, wie in denen des Professors, des Prinzen, ist überhaupt kein Kopf, sondern eine Tranlampe.

Ich sehe wohl, daß meine Antwort recht allgemein und sententiös ausgefallen ist, während Sie nach praktischen Fingerzeigen, Richtlinien für die „besonderen Stilübungen“ verlangten, die nach Ihrem Wunsch an die Stelle des herkömmlichen Schulaufsatzes treten sollen. Aber dringlicher als irgendwelche ins Einzelne gehenden Ratschläge schien mir die Bezeichnung eines allgemeinen Gesichtspunktes, auf den Erzieher und Zögling sich, wenn nicht vor aller Arbeit, so doch in der Arbeit selbst, zu einigen haben, wenn diese Ertrag bringen soll. Dieser Gesichtspunkt ist der der Identität von Sachlichkeit und Schönheit, und sein Idealismus wird so lange zeitgerecht bleiben, als überhaupt der Erziehungsgedanke Lebenskraft bewahrt und nicht in der wachsenden Wüste utilitarischer Massenbarbarei zugrunde geht.